

Alfred Vierkandt als Soziologe

Von

Friedrich Bülow - Berlin

Inhaltsverzeichnis: 1. Allgemeine Charakteristik S. 1 — 2. Erste Werke S. 2 — 3. Geistiger Umbruch S. 3 — 4. Grundlegung der Soziologie S. 5 — 5. Theorie der Gruppe S. 12 — 6. Vierkandts phänomenologische Methode S. 15 — 7. Kritik der Vierkandtschen Gesellschaftslehre S. 16 — 8. Wirtschaftsphilosophie S. 19 — 9. Das neue Menschenbild S. 20

Unter den deutschen Soziologen, die, aus dem 19. Jahrhundert kommend, in unsere Zeit hinein gewirkt haben, nimmt Alfred Vierkandt (geboren 1867 in Hamburg) eine nicht nur höchst achtung gebietende, sondern auch geistesgeschichtlich interessante, weil problemreiche Stellung ein. Über ihn als Soziologen handeln (er war daneben Ethnologe, Philosoph und Kulturkritiker), bedeutet, die denkerische Entwicklung und reiche schriftstellerische Tätigkeit eines Mannes kennzeichnen, die nicht nur zeitlich, sondern auch hinsichtlich der Anregungen aus den verschiedensten Wissenschaftsgebieten und Ideenrichtungen einen weiten Bogen spannen, der von dem Friedrich Ratzel und Wilhelm Wundt verpflichteten Ethnologen, Psychologen und Sozialpsychologen bis zu dem Georg Simmel und Ferdinand Tönnies folgenden, insbesondere dem letzteren Zeit seines Lebens verbunden gebliebenen Soziologen, Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsphilosophen reicht.

Was das literarische Lebenswerk Vierkandts betrifft, so liegt es einerseits in einer Reihe grundlegender Bücher und Schriften, von denen naturgemäß die „Gesellschaftslehre“ mit ihren zwei Auflagen (1923 und 1928, eine dritte war seit mehreren Jahren geplant) und die „Kleine Gesellschaftslehre“ (1936, zweite Auflage 1949) im Vordergrund stehen, andererseits in einer erstaunlich stattlichen Anzahl von Aufsätzen vor (die Festschrift zum 80. Geburtstag zählt für die Periode von 1894 bis einschließlich 1947 140 auf), in denen Vierkandt zu Tagesfragen der verschiedensten Art, aktuellen Problemen der Wissenschaft, der Kulturkritik, des Erziehungswesens, der Staats-

bürgerkunde usw. Stellung genommen hat, besonders reichhaltig und eindringlich in der Zeit unmittelbar nach dem ersten Weltkriege, dann aber auch noch in den dreißiger und vierziger Jahren.

Den Auftakt seiner 1892 einsetzenden wissenschaftlichen Arbeiten bilden geographische, völkerkundliche und ethnologische Studien. Als Erstlingswerk erscheint 1896 „Naturvölker und Kulturvölker, ein Beitrag zur Sozialpsychologie“, das in der einschlägigen Fachliteratur auch heute noch immer wieder genannt wird, in dem die beiden Kategorien Natur und Kultur einander antithetisch gegenübergestellt werden und in dem er, was für den vorliegenden Zusammenhang bedeutsam ist, die moderne westeuropäische Kultur als Vollkultur in ihren Eigenschaften und in ihrer Gebrochenheit auch genetisch kennzeichnet. Erstmals verwendet er hier begriffliche Gegensatzpaare, die den Übergang von der ethnologischen zur soziologischen Betrachtung vorbereiten. Die Bedeutung der viel beachteten Schrift „Die Stetigkeit im Kulturwandel“ (1908) liegt darin, daß Vierkandt hier im Gegensatz zu Gabriel Tarde, der das schöpferische Individuum, das Genie im Geiste der Hegelschen Geschichtsphilosophie als den Beweger der Geschichte bezeichnet hatte, die Ansicht vertritt, alles in Kultur und Zivilisation Neue sei vom Althergebrachten, vom Vorausgehenden abhängig. Einer die Bedeutung der Persönlichkeit glorifizierenden Kulturphilosophie und Kultursoziologie stellt er den Satz entgegen: „Die tragenden und treibenden Beweggründe sind vorwiegend und ausschließlich trivialer Natur.“ Die Bedeutung des Genialen, des individuell Außergewöhnlichen für den Fortschritt der Menschheit schätzt er also gering gegenüber der Macht der Tradition und der Bedeutung der sozial in der Masse wirkenden Kräfte ein. Deutlich zeigt sich schon hier der für Vierkandt so charakteristische soziologische und zu kollektivistischen Vorstellungen neigende Denkansatz, der ihm sehr bald den Vorwurf einbringen sollte, er vertrete einen einseitigen Kollektivismus, während er tatsächlich auch dem Individuellen in Kultur und Zivilisation Rechnung getragen hat, wie aus späteren Veröffentlichungen belegt werden kann. Vierkandt, der von vornherein stark erkenntnistheoretisch interessiert war, hat sich erstmalig 1909 in der „Monatsschrift für Soziologie“ über „Die Methode der Soziologie“ geäußert und dabei den Übergang der Soziologie zur Einzelwissenschaft, wie ihn ähnlich die Psychologie schon früher vollzogen hatte, interpretiert. Er erwähnt die systematische Massenbeobachtung, die historisch-vergleichende Methode auf begrifflicher Grundlage, das Problem des Einflusses der Quantität auf den Charakter von Gruppenverhältnissen, wie er ihn in Simmels Soziologie behandelt sah, das Problem des Gruppengeistes, das führender Persönlichkeiten (man vergleiche hierzu seinen Aufsatz

„Führende Individuen bei den Naturvölkern“ in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“, Band 2), das der Kulturvarianten und des Kulturwandels. Noch ist die phänomenologische Methode (Edmund Husserls „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie“ sind erst 1913 erschienen) nicht in sein Blickfeld getreten.

Es wird oft nicht genügend beachtet: Die im engeren Sinne soziologischen, darüber hinaus aber auch die kultur- und sozialphilosophischen Anschauungen Vierkandts sind einem charakteristischen Wandel unterworfen gewesen, so daß man bei einer ins einzelne gehenden Analyse, wie dies ja so bezeichnend in den Darstellungen der Geschichte der Philosophie geschieht, von Umkipplungen und Phasen bzw. Perioden der Entwicklung bei ihm sprechen kann. Vierkandt selbst hat wiederholt darauf hingewiesen, daß er in den zwanziger Jahren einen besonders wichtigen Umbruch seiner Anschauungen, eine Art zweiter Pubertät erlebt in Form einer Abwendung von dem bislang vertretenen Positivismus, in dessen Zeichen er seine „Stetigkeit im Kulturwandel“ veröffentlicht hat. In dem Beitrag zum „Jahrbuch für Soziologie“ (Band 2, 1926, Seite 66 ff.) hat er über diesen geistigen Umbruch, der sich damals ganz allgemein auch in der Philosophie im Sinne einer Erneuerung der Metaphysik vollzog, Rechenschaft abgelegt. Er schreibt: „Es ist ein neuer Idealismus auf allen Gebieten erwacht, der in den führenden Kreisen des geistigen Lebens den Positivismus und Naturalismus wachsend zurückgedrängt hat und noch zurückdrängt.“ Vierkandt weist nach, daß sich auch in der Soziologie nach einem jahrzehntelangen Vorherrschen des Positivismus ähnliche sich von ihm abwendende Tendenzen seit der Jahrhundertwende zeigen. Er nennt in diesem Zusammenhang in erster Linie Othmar Spann, dessen „Gesellschaftslehre“ (1. Auflage 1914) eine totale Absage an den Positivismus im Dienste einer Erneuerung des Universalismus und vor allem der Ganzheitslehre bedeutete, macht jedoch auch auf Hans Freyer, Theodor Litt, Eduard Spranger, Ernst Troeltsch aufmerksam, um sich dann selbst zu dem von diesen Denkern vertretenen Standpunkt zu bekennen. Insbesondere führt er die das summenhafte Denken ablösende Theorie der Ganzheit an und nennt ihre psychologischen Hauptvertreter (William Stern, Felix Krueger, von Ehrenfels, Köhler, Wertheimer). Die Nutzanwendung der bei allen genannten Denkern vorliegenden weltanschaulichen Wende für die Soziologie sieht er in der Übertragung der phänomenologischen Methode, wie sie unterdessen Edmund Husserl streng logisch-erkenntnistheoretisch zur Darstellung gebracht hatte, auch auf diese Wissenschaft. Er erwartet von ihr im Gegensatz zu empirisch-induktiver Tatsachensammlung eine auf Wesensschau beruhende Klärung der einschlägigen Grundbegriffe

und inhaltlich eine Entwicklung, die in ganz anderer Weise als der positivistisch befangene Individualismus dem Eigenleben der Gruppe gerecht wird. Er ist sich durchaus dessen bewußt, daß die Anwendung der phänomenologischen Methode in der Soziologie dem bisher geübten empirisch-induktiven Verfahren starken Abbruch bereiten wird. Was er von ihr erhofft, ist vor allem ein neuer Begriff der Gruppe, um den er sich ja später in entscheidender Weise bemüht hat. Vierkandt ist der Überzeugung, daß die hierfür notwendigen Erkenntnisse in einer formalen Soziologie zu erarbeiten seien, deren Programm er bereits 1921 in den Kölner Vierteljahresheften für Sozialwissenschaften (Reihe A: Soziologische Hefte, 1. Jahrgang, Heft 1, Seite 55 ff.) niedergelegt hatte. Als die beiden Begründer dieser Richtung bezeichnet er Simmel und Tönnies, von denen der erstere die Soziologie als Lehre von den „Formen der Vergesellschaftung“ betrachtet, während Vierkandt dem letzteren, der sein Hauptwerk wesentlich früher geschrieben hat, ebenfalls gerne ein Verdienst bei der Begründung einer formalen Soziologie zusprechen möchte, obgleich ja bei Tönnies die geschichtsphilosophische Komponente immerhin noch in Erscheinung tritt. Wenn er in dem Aufsatz vom Jahre 1921 überdies noch Gabriel Tarde, Durkheim und McDougall anführt, so zeugt dies von der Entschiedenheit, mit der Vierkandt damals die eigene neue Position zu rechtfertigen sucht und dabei, wie die beiden letzteren zeigen, Denker heranführt, die dem Gruppencharakter des menschlichen Gesellschaftslebens besonderes Verständnis entgegengebracht haben. Schon damals zielt er auf die Erkenntnis der von ihm so genannten G r u n d v e r - h ä l t n i s s e ab und will sie nach der Nähe oder Ferne der inneren Beziehungen unterscheiden. Ist so die eine Linie der Betrachtung darauf abgestellt, in Fortführung der genialen Tönnies'schen Konzeption von Gemeinschaft und Gesellschaft für beide Kategorien gemeinsam eine kontinuierliche Reihe aufzuweisen, in der der ausgesprochen antithetische Charakter der Tönnies'schen Gegenüberstellung aufgehoben ist, so befaßt sich eine andere Linie der Darstellung mit der Verteilung der Macht und ihrer Manifestation in der Gesellschaft. Grundlegend ist für ihn in dieser Beziehung die Unterscheidung von genossenschaftlichen und herrschaftlichen Verhältnissen. Es ist nun höchst interessant zu verfolgen, wie Vierkandt, der ja sicherlich historische Untersuchungen wie diejenigen Gierkes und der führenden Wirtschafts- und Sozialhistoriker kannte, schon hier den geschichtlichen Aspekt, die Eingliederung der gewonnenen Kategorie in die historische Entwicklung und Abfolge meidet und seinerseits darauf abzielt, eine Einteilung in letzte Bestandteile, letzte „Formen, Kräfte und Tatsachen“ nachzuweisen, auf denen sich eine systematische Betrachtung aufbauen läßt. Mit an-

deren Worten: Er will rein systematische, nicht historische Begriffe gewinnen. Im Dienste dieses Ziels will er beide Arten von Kategorien sorgsam voneinander trennen. Daß er den Tatsachen des Kollektivlebens besonderes Interesse entgegenbringt, tritt auch hier wieder deutlich hervor.

Das Verhältnis Vierkandts zu Georg Simmel, dessen an Kants Erkenntnittheorie orientierte formale Soziologie auch er vertritt, ist dadurch gekennzeichnet, daß er die aggregataft summative, additive und letztlich individualistisch orientierte Auffassung Simmels ablehnt, in ihm einen typischen Vertreter eines soziologischen Positivismus sieht und sich dementsprechend der ganzheitlichen Auffassung eines Eigenlebens der Gruppe immer mehr nähert, daher auch den Ganzheitstheoretikern besondere Sympathie entgegenbringt. Mit Simmel verbindet ihn das Bemühen, im Dienste einer formalen Soziologie auf streng begrifflicher Grundlage die sozialen Lebensformen als reine Formen der Vergesellschaftung ohne historische Fundierung darzustellen. Was beide trennt, ist über das Methodische hinaus die sich immer mehr verstärkende antiindividualistische und antirationalistische Haltung Vierkandts.

Was die systematische und pädagogische Arbeit an der Soziologie anbelangt, so hatte Vierkandt bereits 1910 mit seinen Vorlesungen über Gesellschaftslehre begonnen (er hat der sonst auch von ihm oft verwendeten, von Auguste Comte stammenden und häufig als Begriffszentaur — halb lateinisch, halb griechisch — verurteilten Bezeichnung Soziologie schließlich für seine eigenen Werke den der Gesellschaftslehre vorgezogen).

In einem richtungweisenden Aufsatz über „Die Beziehung als Grundkategorie des soziologischen Denkens“, der im Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie 1915/16 veröffentlicht ist, hat sich Vierkandt das Verdienst erworben, den Begriff „Beziehung“ als Grundkategorie der Soziologie eingeführt zu haben. Er argumentiert folgendermaßen: Das populäre Denken wurzelt in der Kategorie des Gegenstandes. Für dieses Denken bildet im Besonderen auch die menschliche Gesellschaft eine Summe von selbständigen, nur äußerlich verbundenen Einzelwesen mit starren, angeborenen Eigenschaften. In Wirklichkeit jedoch hat es die Gesellschaftslehre zu tun mit Verhältnissen, mit ihrer Fähigkeit, die Einzelwesen zu gestalten. Damit aber tritt an die Stelle der Kategorie des Gegenstandes die der Beziehung. „Definieren wir mit Simmel die Gesellschaft als eine Gruppe, deren Individuen in Wechselwirkung zu einander stehen, so ist dieser Begriff zwar rein formal betrachtet noch ein Gegenstandsbumgriff, inhaltlich jedoch steht bei ihm der Gedanke der Beziehung im Vordergrund.“

Denn als das Wesentliche der Gesellschaft erscheint dabei die bloße Form, die bloße Tatsache eines Verhältnisses überhaupt, während von der Substanz der einzelnen Bestandteile völlig abstrahiert ist.“ Was Vierkandt hier philosophisch gesehen darstellt, das ist eine für die Soziologie als Beziehungslehre grundlegende, wenn auch nicht immer in genügender Weise grundsätzlich gehaltene Abhandlung über Substanz und Funktion, wie sie auf logisch-erkenntnistheoretischem Gebiete Ernst Cassirer mit seinem Buche „Substanzbegriff und Funktionsbegriff“ 1910 geboten hatte und wie sie später Siegfried Marck in seiner Abhandlung „Substanz- und Funktionsbegriff in der Rechtsphilosophie“ 1925 auf das juristische Gebiet angewendet hat. Vierkandt legt so der Soziologie Relationsbegriffe zugrunde und ersetzt damit den soziologischen Substantialismus durch einen Funktionalismus, eine Tendenz, die sich später sehr deutlich in der ersten Auflage seiner „Gesellschaftslehre“ offenbaren sollte. Mit Bezug auf das Persönlichkeitsdenken führt er aus: „Zu einem vollen Verständnis der gesellschaftlich-geschichtlichen Tatsachen kommen wir daher überhaupt nur, wenn wir als Einheit der Betrachtung nicht die Person, sondern die Verhältnisse zugrunde legen.“ „Überall sehen wir, wie die Verhältnisse mächtiger sind als die Menschen.“ Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß er in dieser Abhandlung in reichlich einseitiger Weise die Bedeutung der Macht der Umwelt gegenüber den im Menschen von innen her wirkenden Kräften (dem, was wir in der Anthropologie Anlage nennen) in den Vordergrund gerückt hat. Er wird damit der auch später von ihm nicht nur anerkannten, sondern wie z. B. in der „Gesellschaftslehre“ ausführlich behandelten Kategorie der Wechselwirkung, die sowohl die Wirkungen von außen nach innen als auch die von innen nach außen kennt und mit deren Hilfe Simmel die Einheit des gesellschaftlichen Ganzen begreifbar zu machen sucht, in diesem Zusammenhang nicht gerecht.

1923 erschien seine „Gesellschaftslehre“ in erster Auflage. Sie kam sofort ins Kreuzfeuer der Kritik und wurde von Leopold von Wiese ungeachtet der gemeinsamen Wurzel in Simmels formaler Soziologie und der gemeinsamen Anerkennung der Beziehung als Grundkategorie des soziologischen Denkens ablehnend besprochen. Leopold von Wiese wirft Vierkandt Psychologismus, einseitigen Kollektivismus und Degradierung des Einzelmenschen als Persönlichkeit vor. Stellt man die Frage, wie sich Vierkandts erste Auflage seiner „Gesellschaftslehre“, deren Untertitel „Hauptprobleme der philosophischen Soziologie“ lautet, methodisch und systematisch aufbaut, so läßt sich zusammenfassend folgendes feststellen: Nach des Verfassers eigenen Worten bildet Ferdinand Tönnies den ideenmäßigen Ausgang. Was dieser in

seinem aus dem Jahre 1887 stammenden, zunächst wenig beachteten, dann immer mehr geschätzten und anerkannten Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ an soziologischen Erkenntnissen in geschichts- und kulturphilosophischer Verbrämung niedergelegt hat, will Vierkandt fortführen, soziologisch vertiefen und vor allen Dingen mehr differenzieren. In seiner zum 70. Geburtstage des Meisters geschriebenen Abhandlung „Ferdinand Tönnies‘ Werk und seine Weiterbildung in der Gegenwart“ (Kant-Studien 1925) hat er sich über seine Stellung zu Ferdinand Tönnies ausführlich und unmißverständlich geäußert. Er hat bereits damals vorgeschlagen, für die beiden Kategorien Gemeinschaft und Gesellschaft den Oberbegriff „Sozialverhältnis“ zu verwenden und daneben die Masse zu berücksichtigen. Er fragt: „Ist die Einteilung in Gemeinschaft und Gesellschaft überhaupt erschöpfend, d. h. umfaßt sie alle Formen des Soziallebens?“ „Es erscheint als möglich, daß der allgemeine Typus des Soziallebens sich in eine größere Zahl von Unterformen zerlegt als in die beiden hier erörterten Formen, und vielleicht steht der Typus der Gesellschaft dabei an der Grenze des Ganzen.“ Hatte Tönnies mit aller Prägnanz Gemeinschaft und Gesellschaft als gegensätzliche Typen sowohl historisch wie systematisch einander konfrontiert und hatte schon Hermann Schmalenbach 1922 den des Bundes hinzugefügt, so ist das Bemühen von Vierkandt darauf gerichtet, die Tönnies’sche Reihe zu erweitern, insbesondere den Begriff der Gesellschaft noch zu unterteilen. In diesem Bemühen folgt er vor allem den Anregungen von Wilhelm Metzger in dessen Buch „Gesellschaft, Recht und Staat in der Ethik des deutschen Idealismus mit einer Einleitung Prolegomena zu einer Theorie und Geschichte der sozialen Werte“ (1917) und Franz Staudingers „Kulturgrundlagen der Politik“ (1924). Seine Definition der Gesellschaft lautet: „Gesellschaft ist eine Gruppe von Menschen, sofern sie der Träger von innerlich gegründeten Wechselwirkungen zwischen ihren einzelnen Mitgliedern ist.“ (S. 28.) Dem Begriff der Wechselwirkung sucht Vierkandt eine größere Präzision zu geben. Er besagt erstens, daß „jeder Einzelne sich sowohl gebend wie empfangend verhält“ und zweitens, daß „die Beziehungen niemals und nirgends innerhalb der Vereinigung völlig abbrechen“. Daß bei dieser Wesensbestimmung eine spezifische Art von Kausalität angenommen werden muß, hat Vierkandt später selbst in einem besonderen Aufsatz, auf den noch zurückzukommen ist, nachgewiesen.

Die Theorie der Wechselwirkung im Rahmen der Geistes- bzw. Sozialwissenschaften, die auf Dilthey und Simmel zurückgeht, findet bei Vierkandt ihre erste systematische Ausgestaltung. Als eine Kategorie der Relation steht die Wechselwirkung derjenigen

der Kausalität nahe, deren Grundschema das allein in einer Richtung verlaufende Phänomen von Ursache und Wirkung ist, während Wechselwirkung funktional über einen Zusammenhang folgendes aussagt: wenn A als Ursache B bestimmt, umgekehrt auch B auf A einwirkt. Wenn sich nun auch Vierkandt über das Prinzip der Kausalität des seelischen und sozialen Geschehens nicht grundsätzlich geäußert hat, so hat er doch in erläuternden Bemerkungen zu seiner „Stetigkeit im Kulturwandel“ über „Das Wesen der historischen Kausalität“ in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ 1912 eine Abhandlung veröffentlicht, in der er zwei psychologische Auffassungen darüber namhaft macht: die eine bezeichnet er als individualistische Zufallstheorie in dem Sinne, daß Gedanken, Gefühle, Willensimpulse, namentlich in hervorragenden Individuen, die letzten Quellen des historischen Geschehens seien, und zweitens die Theorie der Kollektivbedürfnisse, die behauptet, „Bedürfnisse, die von der breiten Masse eines Volkes in bestimmten Zeiten empfunden werden, bestimmen das geschichtliche Leben“. Vierkandt ist nun der Ansicht, daß der im gesellschaftlichen Leben vorliegende Sachverhalt viel verwickelter sei. Eine nähere Betrachtung ergebe zwei wichtige Erkenntnisse. Erstens: die historische Kausalität ist soziologisch und nicht psychologisch fundiert, und zweitens: sie beruht auf Summationsprozessen. Als Aufgabe der Soziologie bezeichnet er in diesem Zusammenhang die Erforschung des Zusammenwirkens der in der Geschichte vielfältig sich auswirkenden Faktoren, insbesondere derjenigen, die von der sozialen Seite, von den Gruppen her sich geltend machen: „kurz, die Aufhellung des ganzen Mechanismus der geschichtlich-gesellschaftlichen Vorgänge“. Er bezeichnet es als ein großes Verdienst Simmels, der Soziologie diese Aufgabe gestellt und sie an einer Reihe von Beispielen erörtert zu haben.

Man kann die Vierkandt'sche „Gesellschaftslehre“ in dem angegebenen Sinne als den Versuch betrachten, die formale Soziologie Simmels und die Konzeption von Tönnies zur Synthese zu bringen. Ebenso deutlich ist aber auch zu spüren, daß er eine mittlere Linie zwischen Individualismus und Kollektivismus bzw. Universalismus beziehen will, und zwar im Sinne der Feststellung, daß der Mensch ungeachtet seiner Persönlichkeitsbestimmtheit als Gruppenwesen vornehmlich in der Kollektivität lebt und von ihr determiniert ist. Er ist in dieser Tendenz zwar allgemein durch Denker wie Othmar Spann und andere Ganzheitsphilosophen beeinflußt, als Soziologe jedoch durch Emile Durkheim, den er später häufiger zitiert, und dann durch Theodor Litt. Der Hauptertrag der von ihm gewonnenen Erkenntnisse liegt darin, daß langsam, aber sicher die Kategorie der Gruppe zu jener ganzheitlich begriffenen konstitutiven soziologischen Kategorie

heranreift, die das Vierkandt'sche System bestimmt. Eine systematische Geschlossenheit seiner Auffassung erreicht allerdings Vierkandt in der ersten Auflage seiner „Gesellschaftslehre“ noch nicht. Daraus erklärt sich wohl auch die gewisse Frostigkeit, mit der sie damals aufgenommen wurde. Bei einem näheren Studium muß man zugeben, daß hier noch vieles uneinheitlich nebeneinander steht und nicht zum Ausgleich gebracht ist.

In seinem Bemühen um eine der Soziologie angemessene Methode, die er zunächst in der formalen Soziologie gefunden hatte, gelangt er zu der Erkenntnis, daß es die phänomenologische Methode sei, die auch auf das Gebiet der Soziologie angewendet werden müßte. Bei ihrer Kennzeichnung verweist er auf den Schülerkreis von Edmund Husserl, insbesondere auf Gerda Walther und Edith Steins Beiträge zu den Husserl'schen Jahrbüchern, um dann ausführlich und zustimmend auf Theodor Litts phänomenologische Fundierung der Soziologie in dessen Werk „Individuum und Gemeinschaft“ einzugehen, die in souveräner Unabhängigkeit von allem empirisch-statistischen Material die Wesenszüge herausarbeitet, die jeder Gesellschaft zukommen, gestützt lediglich auf evidente Erlebnistatsachen, fern aller Logik des Raumes und kausaltheoretischer Befangenheit. Wenn man nun aber im Hinblick auf die phänomenologische Methode insbesondere die erste Auflage der „Gesellschaftslehre“ prüft, so ergibt sich, daß sie noch stark durchsetzt ist mit psychologischen Analysen und empirisch-induktiven Betrachtungen, die nicht als rein phänomenologisch gewonnen angesprochen werden können. Es bleibt zu beachten: Die Grundlegung des Systems ist bei Vierkandt eine ausgesprochen sozial-psychologische; denn nachdem er den historischen Charakter des menschlichen sozialen Lebens, das Wesen der Gesellschaft, die Macht der Umwelt, die Beziehung als Grundkategorie des soziologischen Denkens und dann vollends den Totalitätsgedanken im Sinne der Betrachtung der menschlichen Gesellschaft als eines Ganzen oder eines organischen Gebildes behandelt hat, geht er dazu über, die soziale Ausstattung des Menschen, wie er sich ausdrückt, auf eine Lehre von den Instinkten und Trieben aufzubauen, wobei er sich weitgehend, ohne insbesondere Instinkt und Trieb gegeneinander abzugrenzen und beide zu definieren, auf McDougall stützt, dagegen die Warnungen verschiedener Denker vor der Anwendung der Trieb- und Instinktlehre in der Soziologie unbeachtet läßt. Die Schwäche einer solchen Trieblehre als Grundlage einer Untersuchung des sozialen Verhaltens der Menschen besteht ja ohne Zweifel darin, daß schließlich alle Verhaltensweisen auf Triebe zurückgeführt werden können und tatsächlich zurückgeführt werden. McDougall kennt schon 18 Grundtriebe,

andere sogar 50 und einige noch mehr. Man wird bei alledem an den Sozialreformator und Sozialisten Charles Fourier erinnert, der ebenfalls alle sozialen Erscheinungen auf Triebe und die Notwendigkeit ihrer Befriedigung zu reduzieren suchte. Dennoch soll keineswegs verkannt werden, daß Vierkandts Lehre mit ihrer polaren Gegenüberstellung von Trieben und vor allem mit ihrer Fülle des herangezogenen konkret empirischen Materials viele wertvolle Einsichten vermittelt und in manchen Ausführungen sogar zu einer Art Dialektik der soziologischen Grunderkenntnisse aufsteigt. Ihre konkrete Erfüllung und soziale Auswirkung erfahren die Triebe in der Gruppe. In diesem Sinne spricht Vierkandt von ihrer sozialen Bildsamkeit, von ihrem plastischen und darüber hinaus historischen Charakter. Was die Entwicklung der Instinkt- und Trieblehre im Rahmen der Vierkandtschen Soziologie betrifft, so sei schon an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß er sie noch in der zweiten Auflage der „Gesellschaftslehre“ von 1928, wenn auch etwas modifiziert, beibehält, daß er jedoch im „Handwörterbuch der Soziologie“ von 1931 es vorzieht, von „Haltungen“ und „Verhaltensweisen“ zu sprechen und so zu einer Fassung der zugrunde liegenden Tatbestände im Sinne der modernen Verhaltensforschung gelangt.

Die zweite Auflage der „Gesellschaftslehre“ ist entschieden einheitlicher, straffer und systematischer abgefaßt. Der ursprüngliche Tönnies'sche Gegensatz von Gemeinschaft und Gesellschaft wird weiterhin abgeschwächt und verliert so immer mehr seine historische und systematische Prägnanz und Perspektive zugunsten einer soziologischen Auswertung der in ihm enthaltenen Einsichten in allen sozialen Beziehungen. Gemeinschaft steht Gesellschaft nicht mehr wie bei Tönnies vertikal gegenüber, sondern wird horizontal durch alle Formen hindurch verfolgt. Vierkandt unterscheidet in diesem Sinne zwischen Gemeinschafts- und gemeinschaftsnahen Verhältnissen einerseits und gemeinschaftsfernen Verhältnissen andererseits. Beide Kategorien stellt Vierkandt wie bereits in der ersten Auflage unter den Oberbegriff „Sozialverhältnis“ und spricht mit Bezug auf den Begriff Gesellschaft von „Abstufungen der Gesellschaft“ in gemeinschaftsnahe und gemeinschaftsferne Verhältnisse. Gesellschaft im betonten Sinne ist so eine Form der gemeinschaftsfernen Verhältnisse. Deutlich zeigt sich hier, daß Vierkandt (und hierin ähnelt er Simmel) alle soziologische Betrachtung psychologisch fundiert. Was er in diesem Zusammenhang entwickelt, ist nicht eine Geometrie der sozialen Formen, auch keine Systematik der möglichen Beziehungen und Gebilde, sondern eine Theorie der „moralischen Kräfte“, die die Gesellschaft bilden. Die Art und vor allem der Grad der inneren Verbunden-

hebt unterscheidet die gesellschaftlichen Gebilde. Bereits da, wo das Ich aus seinem Zustand der Abgegrenztheit heraustritt und so eine „Ausweitung des Ich“ sich vollzieht, der Einzelne sich mit anderen zur Einheit, zum Wir verbunden fühlt, ist Gemeinschaft bzw. Gruppe, wie Vierkandt später sagt, vorhanden. Wird der Grad der inneren Verbundenheit geringer, so ergeben sich gegenüber der reinen Gemeinschaft gemeinschaftsnahe Sozialverhältnisse. In den gemeinschaftsfernen Verhältnissen ist die innere Verbundenheit noch geringer, bis sie schließlich ganz fehlt. Daraus ergibt sich, daß Vierkandt grundsätzlich gesehen alle Gesellschaft von der Grundkategorie der Gemeinschaft aus zu begreifen sucht und in kontinuierlichen Abstufungen denkt, im Gegensatz zu Tönnies, der von der Polarität Gemeinschaft und Gesellschaft aus seine Betrachtungen aufrollt.

Vierkandts Auffassung ist nunmehr die, daß allen Verhältnissen, die im soziologischen Sinne der Gesellschaft zugehören, „innere Verbundenheit“ eigen ist, und zwar auch den Vertrags- und Kampfverhältnissen. Nur in reinen Gewaltverhältnissen hört sie (und daher nennt Vierkandt sie „außergesellschaftliche Verhältnisse“) auf. Sozialverhältnis ist eine Vereinigung von Menschen, die sich in einem Zustand „spezifischer innerer Verbundenheit“ befinden, ein Ausdruck, den Vierkandt in der Soziologie heimisch gemacht hat. Sie ist für ihn „ein letztes Aufbaugesetz der Gesellschaft“, der Wesenszug der Gesellschaft. Als Kronzeugen für seine Auffassung führt er Gabriel Tarde, Emile Durkheim, Othmar Spann und Theodor Litt an. „Die das Wesen der Sozialverhältnisse ausmachende innere Verbundenheit besteht in der Gemeinschaft in der gemeinsamen Anerkennung eines Sinnes und einer für seine Erhaltung und Pflege erforderlichen Ordnung geistiger und seelischer Werte, während die persönlich-seelische Verbundenheit so gut wie ganz fehlt.“ Diese macht das Wesen der Gemeinschaft aus. „Gemeinschaft ist die engste Form des Soziallebens.“ Sie ist gekennzeichnet durch die „Erweiterung des Ichbewußtseins“, die „Ausweitung des Ich“ (Ausdrücke, die Vierkandt in die Soziologie eingeführt hat) über die Grenzen der eigenen Person hinaus. In der Analyse des Wesens der Gemeinschaft schließt er sich der „Ontologie der sozialen Gemeinschaften“ von Gerda Walther an. Er unterscheidet insbesondere vier Arten der Gemeinschaft: 1. die volle Gruppengemeinschaft, z. B. die Familie, 2. die abstrakte Gruppengemeinschaft, 3. die rein persönliche Gemeinschaft und 4. die unpersönliche Gemeinschaft. Während Vierkandt so die Gemeinschaft abstuend differenziert und sie auch noch in zweck rationalen Gesellschaftserscheinungen im Pianissimo anerkennt, bleibt die Gemeinschaft auch für ihn die Höchstentfaltung innerer Verbundenheit; denn

wenn diese der Grundcharakter jeglicher Gesellschaft ist, dann ist die Gemeinschaft zweifelsohne die ideale Form. Sie genießt dementsprechend auch bei Vierkandt, wie er an mehreren Stellen betont, sowohl historisch wie systematisch den Vorrang. Die Gesellschaftsverhältnisse im engeren Sinne bilden sich aus ihr durch allmähliche Abkühlung der inneren Verbundenheit, durch Abstufungen, so daß auch hier wie in der „Stetigkeit im Kulturwandel“ von 1908 das Prinzip der Kontinuität, der Leibniz'schen *lex continui* im Gegensatz zu einem dialektischen oder polaren Begreifen der sozialen Grundverhältnisse dominiert.

Während Vierkandt in der ersten Auflage seiner „Gesellschaftslehre“ die gesellschaftlichen Grundverhältnisse von der Gemeinschaft über das Anerkennungs- oder Rechtsverhältnis bis hin zum Macht- und Kampfverhältnis, die letzteren drei als Gesellschaft im engeren Sinne des Wortes begriffen, auf den Instinkten und Trieben aufbaut, spricht er in der zweiten Auflage von den „sozialen Anlagen des Menschen“, vom Wesen und von den „Abstufungen der Gesellschaft“. Zum Schluß behandelt er auch hier, nachdem er die Gemeinschaft bis in ihre letzten Verästelungen verfolgt hat, das Übergewicht der Gemeinschafts- über die Gesellschaftsverhältnisse, worin man eine, wenn auch eingeschränkte Rechtfertigung und Anerkennung des Tönnies'schen Grundgedankens erblicken kann.

Im Mittelpunkt der Vierkandt'schen „Gesellschaftslehre“, zugleich ihre eindruckvollste und nachhaltigste Leistung bildend, steht seine Theorie der Gruppe. Denn für Vierkandt ist „Gruppe“ eine soziale Grundkategorie, eine letzte, nicht weiter ableitbare Tatsache, ein Urphänomen im Goethe'schen Sinne des Wortes, das in einer entsprechenden Anlage des Menschen begründet ist. Überblickt man die Gesamtheit der deutschen soziologischen Werke, aber auch die der ausländischen Autoren, so kann man feststellen, welchen starken Einfluß die Vierkandt'sche Wortprägung und Sinngebung in der Lehre von der Gruppe ausgeübt hat. Das Grimmsche Wörterbuch belehrt uns darüber, daß das Wort Gruppe aus dem französischen „groupe“ um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert entlehnt ist. Es stammt offenbar aus dem Bereich der bildenden Kunst und meint ein Zusammen von mehreren Gegenständen, Personen usw. Langsam dringt es dann in die Sphäre des täglichen Lebens ein, um auch auf Menschen angewendet zu werden, und zwar schon früh als Inbegriff der Gemeinsamkeit von Interessen. Schließlich ist dann Gruppe im soziologischen Bereich aufgetaucht, wird im Gegensatz zu Individuum gebraucht und spielt in Simmels Soziologie eine grundlegende Rolle,

insbesondere in der Betrachtung über die quantitative Bestimmtheit der Gruppe.

Vierkandt hat seiner ganzheitlich konzipierten Theorie der Gruppe mehrere Darstellungen gewidmet. In dem „Programm einer formalen Gesellschaftslehre“ von 1921 werden zwar bereits die Grundverhältnisse nach Nähe oder Ferne der inneren Beziehungen (Gemeinschaft, Anerkennungs- oder Rechtsverhältnis, Kampf- und Machtverhältnis) unterschieden, aber noch fehlt die Kategorie „Gruppe“. In der ersten Auflage der „Gesellschaftslehre“ handelt das 5. Kapitel von den „Kollektivformen und der Gruppe“ und setzt mit einer Charakteristik des Geistes der Gruppe ein. „Von einer Einheit der Gruppe weiß die streng individualistische oder besser gesagt atomistische Auffassung nichts. Für sie bedeutet jede Gruppe ein bloßes Nebeneinander von einzelnen Menschen, die durch ihre Verbundenheit in ihrem Wesen nicht weiter beeinflußt werden. Man erhält die Eigenschaften der Gruppe nach diesem Standpunkt durch einfache Summation der individuellen Eigenschaften.“ Und demgegenüber: „Tatsächlich bildet jede Gruppe eine organische Einheit, ist mehr als die Summe ihrer Individuen und entfaltet in ihnen neue Eigenschaften.“ Wesentlich für Vierkandts Auffassung von der Gruppe ist also die Betonung ihres organischen Charakters und ihrer Ganzheitsqualität im Gegensatz zu jeder Art zusammenhafter Betrachtung.

Im einzelnen befaßt sich die Darstellung der Gruppe in dieser ersten Auflage der „Gesellschaftslehre“ auch mit dem Kollektivbewußtsein und dem Gruppenselbstbewußtsein. In der zweiten, wesentlich konzentrierter gefaßten Darstellung im Rahmen seiner für das Dessoir-sche Lehrbuch der Philosophie geschriebenen „Gesellschafts- und Geschichtsphilosophie“ (1925) geht Vierkandt bereits ohne jede nähere erkenntnikritische Begründung von der Selbständigkeit der Gruppe aus, auch hier das Übergewicht des Gemeinschaftsverhältnisses über die Gesellschaftsverhältnisse stark betonend. Am strengsten systematisch und am ausführlichsten findet sich die Theorie der Gruppe im 3. Kapitel der „Gesellschaftslehre“ von 1928, dann straffer und schärf-er profiliert im „Handwörterbuch der Soziologie“ (1931) und zuletzt unter etwas veränderten Aspekten in „Familie, Volk und Staat“ von 1936, in zweiter Auflage 1949 „Kleine Gesellschaftslehre“ genannt. Von geringfügigen Abweichungen und Schattierungen abgesehen, hat Vierkandt seine Lehre von der Gruppe immer in derselben Weise vorgetragen. Die Gruppe ist für ihn „diejenige Form der menschlichen Geselligkeit, in der die gesellige Natur des Menschen am reinsten ausgeprägt ist und die demgemäß auch allen geschichtlichen Wandel überdauert“ (Handwörterbuch der Soziologie, 1931, S. 239). Von anderen

sozialen Formen unterscheidet sie sich durch zwei Eigenschaften: erstens durch das Eigenleben des Ganzen, d. h. ein vom Wandel der Individuen relativ unabhängiges Leben gegenüber dem persönlichen Leben seiner Mitglieder und zweitens durch eine innere Einheit, die als solche von den Mitgliedern erlebt wird oder erlebt werden kann im Sinne eines Wirkbewußtseins. Was die soziale Reichweite der Gruppe anbelangt, so kennt Vierkandt zwei Typen: die kleinen und die großen Gruppen, also gewissermaßen die kleine und die große soziale Welt der Gruppen, anders ausgedrückt: die intimen Gruppen einerseits und die großen sozialen Lebensformen oder Lebensgemeinschaften andererseits.

Die Gruppe beharrt im Wechsel der Individuen. „Sie gleicht dem Strom, der bei allem Wechsel seiner Tropfen seine feste Form bewahrt.“ Man kann in diesem Sinne von dem beharrenden Geist einer Gruppe sprechen. Das Individuum wird in seine Gruppe hineingeboren, durch sie beeinflußt und gestaltet. Nur bei dem Typus des Bundes wird es hineingewählt oder wählt seinerseits. (Wenn Vierkandt die Gruppe als soziales Urphänomen bezeichnet, so sei daran erinnert, daß Ricarda Huch eine Studie über „Urphänomene“ geschrieben hat und darin Phänomene, die in der Natur, und solche, die im Geist erscheinen, unterscheidet. Unter den ersten stellt sie die Familie, also eine soziologische Grundkategorie, voran.) Die Gruppe entfaltet sich nach Vierkandt zunächst im Gefühls- und Willensleben und erst später im Bereiche des Vorstellungslbens. Auch hier wie so oft in seinen Darlegungen räumt er den irrationalen, alogischen Kräften den Vorrang vor den rationalen ein.

Von Haus aus zeigt der Mensch seinen Mitmenschen ein doppeltes Angesicht: einerseits als Persönlichkeit, andererseits als Glied der Gruppe. Auch wenn der Gruppencharakter noch so stark in Erscheinung tritt, geht das Individuum niemals vollständig in der Gruppe auf. Hinsichtlich des Problems des kausalen Zusammenhangs zwischen Gruppe und Individuum stellt Vierkandt dem Individualismus einerseits und dem Universalismus andererseits seine eigene funktionale, auf der Kategorie der Wechselwirkung aufbauende Auffassung gegenüber. Wie in der ersten Auflage ist Vierkandt auch in der zweiten stärkstens bemüht, alle gesellschaftlichen Einheiten nicht als selbständige Substanzen aufzufassen, sondern sie aus ihren Funktionen zu erklären, die vom beziehenden Denken erfaßt werden.

Naturgemäß macht die beziehende Denkweise auch eine gewisse Entsubstantialisierung des Begriffes der Persönlichkeit notwendig. Es darf aber nicht verkannt werden, daß Vierkandt trotz alledem bemüht ist, dem Ethos der Persönlichkeit gerecht zu werden. Er schreibt:

„Zwei extreme Auffassungen sind als verfehlt abzuweisen: einerseits findet der Einfluß der Umwelt seine Grenzen in der Art der Persönlichkeit (d. h. an der Individualität) als einem gegebenen Inbegriff von Anlagen, andererseits wird die Persönlichkeit in ihrem Aufbau und ihrer Gestaltung durch die soziale Umgebung bis in ihre innersten Schichten hinein beeinflußt.“

Die Gruppe wird aufgefaßt und erlebt als gegliederte Einheit. Alles Überindividuelle wird in die Gruppe selbst verlegt. So gelingt die von ihm grundsätzlich angestrebte Synthese zwischen individualistischer und universalistischer Auffassung der sozialen Gebilde. Daß er bei seiner Darstellung der Lebensprozesse der Gruppe Idealtypen im Stile Max Webers entwickelt und diese methodisch im Rahmen der konkreten Analyse stark zur Geltung bringt, sei hier nur angedeutet.

Vierkandt selbst hat die von ihm in der Soziologie angewandte Methode als phänomenologische bezeichnet. Er versteht darunter ein Verfahren mit den folgenden drei Wesenszügen: Erstens „handelt es sich um letzte Begriffe, d. h. um Begriffe, die sich nicht weiter auf andere Begriffe zurückführen lassen“, und zweitens: „eine Erkenntnis und Erörterung dieser Begriffe ist nur auf dem Wege der Anschauung möglich, d. h. indem man sich das jeweilige spezifische Wesen eines solchen Begriffes an einem einzelnen Beispiel durch innere Anschauung klarmacht“. Drittens „vollzieht sich die Einsicht in das Wesen solcher Begriffe durch Betrachtung eines einzelnen Falles“. Vierkandt macht darauf aufmerksam, daß sich bereits Tönnies und Simmel dieser Methode genähert haben und daß sie von Hermann Kantorowicz in seinem Artikel „Der Aufbau der Soziologie“ in der Max-Weber-Erinnerungsgabe (1923) gefordert werde. Von verschiedener Seite, insbesondere von Theodor Litt, ist kritisch geltend gemacht worden, daß die von Vierkandt in seiner „Gesellschaftslehre“ angewandte Methode nicht als phänomenologische angesprochen werden könne. Es erhebt sich eben die Frage, ob die von ihm gewonnenen Idealtypen Wesensbegriffe im Sinne Edmund Husserls, Max Schelers und Martin Heideggers sind. Eine rein phänomenologische Methode müßte jedenfalls diesen Idealtypen den Charakter echter Wesenheiten verleihen. Schon Wilhelm Wundt hatte in seiner großen Abhandlung „Psychologismus und Logizismus“ (Kleine Schriften, Band 1, 1910) erkannt, daß die phänomenologische Methode der große Gegenspieler der psychologischen sei. Bei Vierkandt jedoch steht die phänomenologische Methode nicht im Gegensatz zur psychologischen. Alle soziologische Betrachtung mündet bei ihm ins Psychologische ein, was sich insbesondere schon in seiner Behandlung von Gemeinschafts- und Gesellschaftsformen auf Grund des Momentes der inneren Verbundenheit

zeigte. Schon Hans Freyer hatte in seiner „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“ (1930, S. 180 ff) darauf aufmerksam gemacht, daß das Programm der formalen Soziologie bei Vierkandt charakteristisch ins Psychologische abgewandelt sei, daß er oft mehr Sozialpsychologie als eigentliche Soziologie treibe. Er kommt zu dem Ergebnis: „Vierkandts Gesellschaftslehre ist im prägnanten Sinne des Wortes Psychologismus.“ Seine Gesellschaftslehre löse das System der soziologischen Grundbegriffe in ein System der Verhaltensweisen von Menschen zueinander auf. Richtig ist, daß Vierkandts Soziologie stark sozialpsychologisch unterbaut ist, und seine phänomenologische Methode erweist sich so als eine Methode sui generis, als eine solche, bei der ein Prioritätsstreit zwischen Soziologie und Psychologie unangebracht ist. Vierkandt geht zwar von den sozialen Anlagen als sozialpsychischem Phänomen aus. Da sie aber durch Wesensschau erfaßt und gewonnen werden, bleibt eine Komponente der phänomenologischen Erkenntnis gewahrt.

Vierkandts Theorie der Gruppe hat eine ganze Reihe von Kritikern auf den Plan gerufen. Unter ihnen seien Leopold von Wiese, Theodor Litt, Theodor Geiger und Franz Oppenheimer genannt. Leopold von Wiese's Kritik richtet sich vornehmlich gegen den vermeintlichen einseitigen Kollektivismus Vierkandts. Er zitiert Vierkandts These: „Tatsächlich lebt und webt der Mensch in der Kollektivität“ und wendet ein (Allgemeine Soziologie, 1924, Band 1, 1. Auflage, S. 15): „die beiden Entwicklungsbewegungen, die einst Spencer als die kosmischen wie auch sozial nachgewiesen hat, die der Integration und die der Differenzierung, müssen beide mit gleicher Aufmerksamkeit beobachtet werden“, und macht geltend, die Soziologie habe es sowohl mit dem Kollektiven wie mit dem Individuellen und Singulären zu tun. Auch wendet er sich gegen Vierkandts Lehre von den Grundverhältnissen. „Die große Gefahr der Sonderung von Grundverhältnissen, der Vierkandt noch mehr als Tönnies erlegen ist, besteht in der Aufstellung einer Rangordnung und einer Höherbewertung der Gemeinschaft über das sogenannte Gesellschaftsverhältnis (im engeren Sinne). Das führt in die Sozialphilosophie hinüber und läßt subjektiven Vorurteilen Spielraum.“ (S. 39.) „Der einseitige Kollektivismus hat von jeher viele Anhänger. Am ausgesprochensten zeigt er sich bei Vierkandt.“ (S. 48.)

Die Kritik Theodor Litts, der selbst auf soziologischem Gebiete die phänomenologische Methode vertritt (vgl. „Individuum und Gemeinschaft“, 3. Auflage 1926), läuft darauf hinaus, dem Individuum neben der Gruppe eine stärkere Aktualität zuzusprechen. An Hand seiner Methode der „Reziprozität der Perspektiven“ und der „sozialen

Verschränkung“ kommt er auf Grund seiner sorgfältigen Analyse der Ich-, Du- und Wirbeziehungen zu dem Ergebnis, daß Individualität und Kollektivität gleichberechtigt nebeneinander stehen. Ich und Wir sind nach Litt zwei Bewußtseinsfunktionen, zwei Erlebens- und Seinsformen des Menschen, die es streng phänomenologisch zu analysieren gilt. Im Sinne seiner eigenen Stellungnahme bezeichnet Litt Vierkandts Verfahren als methodisch nicht klar abgesteckt, begründet und gehandhabt. Der Mensch sei nach Vierkandt bald Gesellschaftswesen, bald sich selbst gehörende Persönlichkeit; die durch die Kausalität der Gruppe bewirkten Erlebnisse würden bei ihm der Soziologie und die individuellen Erlebnisse der Psychologie zugewiesen. Hinzu kommt, daß Litt gegen Begriffe wie Beziehung, Wechselwirkung, Kausalität usw. als mechanistisch und für den Bereich der Sozialwissenschaften ungeeignet auch bei anderen Denkern polemisiert.

Theodor Geiger, der in seinen Beiträgen „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ zum Handwörterbuch der Soziologie (1931), aber auch in seinem Buche „Die Gestalten der Gesellung“ (1928) und in dem Aufsatz „Die Gruppe und die Kategorien Gemeinschaft und Gesellschaft“ (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 1927) vielfach, sei es zustimmend, sei es kritisch, sich distanzierend auf Vierkandt Bezug nimmt, erkennt grundsätzlich an, daß dieser die Tönnieschen Typen ähnlich wie Staudinger, der sich von ihrer voluntaristischen Grundlage abgelöst hat, vornehmlich in der zweiten Auflage seiner „Gesellschaftslehre“ fruchtbar und eigenartig weitergebildet habe. Für Geiger sind Gemeinschaft und Gesellschaft nicht Arten oder Typen von Gruppen, sondern Elemente der Samtschaft, d. h. beide sind an jeder Gruppe und nur an ihr aufzeigbar. Von Vierkandt, für den Gegenstand der Soziologie allein die Gruppe ist, unterscheidet er sich dadurch, daß er Gruppe lediglich als eine unter mehreren soziologischen Formen betrachtet. Ähnlich wie für Litt, der die tiefstnigste phänomenologische Analyse für die Bedeutung des Dritten gegeben hat, und wohl auch für Simmel, ist für Geiger das Paar, die Zweiheit keine Gruppe, wie dies bei Leopold von Wiese, Vierkandt und Dunkmann der Fall ist. Er weist sodann darauf hin, daß es nach Vierkandt auch eine „Gemeinschaft mit Sachen“ gebe, ähnlich wie Hermann Schmalenbach und Max Rumpf eine „Soziologie der Sachverhältnisse“ kennen. Damit wendet sich Geiger gegen Vierkandts „rein persönliches Gemeinschaftsverhältnis“, das die Zweiheit, das Paar einbezieht. Gesellschaft (gern beruft er sich in diesem Zusammenhang auf Gustav Rümelins Kanzlerreden „Über den Begriff des Volkes“, 1872, und „Über den Begriff der Gesellschaft und einer Gesellschaftslehre“, 1888) ist für Geiger im Gegensatz zu Gemeinschaft

die Verschmolzenheit von Menschen im Wesen, ist Verbundenheit durch eine Ordnung. Im übrigen hat Geiger verschiedentlich auf gewisse Widersprüche und Unebenheiten der gedanklichen Entwicklung bei Vierkandt hingewiesen und ihn so häufiger zu Korrekturen seines Standpunktes veranlaßt.

Franz Oppenheimers Stellungnahme zu Vierkandt (man vgl. das „System der Soziologie“, 1. Band, 2. Halbband: Der soziale Prozeß, 1923) ist dadurch gekennzeichnet, daß er sofort bei Erscheinungen der ersten Auflage der „Gesellschaftslehre“ (1923) darauf hinwies, Vierkandt habe wie er selbst den objektiven Charakter der sozialen Erscheinungen in den Mittelpunkt seiner Soziologie gerückt. Weit sei er allerdings in der Verfolgung dieser Tendenz nicht gelangt. „Was ihn interessiert, ist immer noch und fast ausschließlich das Sozial-psychologische . . .“. Dem gemäßigten Kollektivismus bei Vierkandt stimmt er durchaus zu.

Alles in allem läßt sich nicht verkennen, daß Vierkandts Theorie der Gruppe fermentartig gewirkt und die soziologische Debatte stark aufgerüttelt und befruchtet hat. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzungen mag dahingehend zusammengefaßt werden: Wesentlich für die Gruppe ist — und diese Einsicht führt über Vierkandt hinaus —, daß in ihr die Individuen sowohl Glieder des Ganzen als auch mehr oder weniger selbständige und eigengeartete Einzelwesen sind. Die Einheit der Gruppe ist keine totale, sondern sie ist bipolar, antithetisch-dialektisch strukturiert.

Vierkandts soziologische Hauptwerke enthalten über die behandelten Gegenstände hinaus noch eine reiche Fülle von Themen. Die Stärke seiner Betrachtung liegt hier oft weniger im Grundsätzlichen als im Detail, in der Feinheit der Durchführung im einzelnen. Sie alle zeigen: er gehört nicht zu denjenigen Soziologen, die die Gesellschaftslehre als selbständige empirische Einzelwissenschaft von der Philosophie abriegeln und daher auch nicht zu sozialphilosophischen Einsichten aufsteigen. Im Gegenteil: Er hat als Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsphilosoph in den vielfältigsten Formen und bei mannigfachen Gelegenheiten zu philosophischen Fragen seines Fachgebietes Stellung genommen.

Zeit seines Lebens hat Vierkandt das Problem der Macht beschäftigt, und er hat sich dazu in seinen Hauptwerken nicht nur systematisch und grundsätzlich, sondern in verschiedenen Aufsätzen auch in konkret-aktueller Form geäußert. Hatte noch Jakob Burckhardt unter dem Einfluß des Historikers Schlosser und im Zeichen eines ästhetischen Individualismus die Macht für an sich böse erklärt,

so schreibt Vierkandt 1916 in „Machtverhältnis und Machtmoral“, „die Macht ist ein unentbehrliches Mittel, um das Gute zu schaffen. Man soll überall die Macht zur Verwirklichung des Guten verwenden“. Das Wesen der Macht erblickt er in der Herrschaft einer fremden Seele in der eigenen Seele, gleichsam in einer Fremdgestaltung der Persönlichkeit unter dem Druck der Autorität. 1926 schreibt Vierkandt über „Die Macht des Unternehmers in soziologischer Beleuchtung“ und knüpft dabei an Friedrich von Wiesers Werk „Das Gesetz der Macht“ an. Im Gegensatz zu Wiesers reichlich pessimistischer Haltung formuliert er ein „Gesetz der abnehmenden Gewalt“. In dem Aufsatz „Autorität und Prestige“ (Schmollers Jahrbuch, 41. Jahrgang, 1917, S. 1681 ff.) vertritt er die Überzeugung, daß die Autorität in der Gemeinschaft, das Prestige dagegen in der Gesellschaft herrsche.

Vierkandts wirtschaftsphilosophische Aufsätze umkreisen das Problem des Kapitalismus. Was ihn als Soziologen vor allem bewegt, sind „Die seelischen Schädigungen der kapitalistischen Kultur“ (Schmollers Jahrbuch, 66. Jahrgang, 1942, S. 325 ff.), die er durch die Dreiheit: Rationalismus, Kapitalismus und Individualismus (Atomismus) kennzeichnet. Seine Ausführungen stehen ähnlich wie die Werner Sombarts im Zeichen eines ausgesprochenen Kulturpessimismus. Aber er sagt zum Schluß: „In jeder von Störungen befallenen Gesellschaft regen sich triebhaft Tendenzen zur Heilung.“ Er erblickt sie in dem Heraufkommen ausgesprochen irrationaler Kräfte auch auf gesellschaftlichem Gebiet. In diesem Sinne hatte er schon in seiner Einführung in das staatsbürgerliche Denken „Staat und Gesellschaft in der Gegenwart“ (1916) „Neue Wege, neue Ziele“ (S. 150 ff.) abgesteckt und damit nicht nur dem alogischen und antilogischen Charakter geistiger Bewegungen der damaligen Zeit, sondern auch den gemeinschaftspolitischen Zielsetzungen richtungweisende Bedeutung beigemessen.

Der Name Vierkandts ist in den dreißiger Jahren aufs engste verbunden gewesen mit der Herausgabe des „Handwörterbuches der Soziologie“ (1931), in dem es Vierkandt gelungen war, für die in Frage kommenden Bereiche die damals namhaftesten Vertreter der Soziologie zur Mitarbeit heranzuziehen. Er selbst hat neben dem Artikel über die Gruppe die Beiträge „Kultur des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart“, „Die genossenschaftliche Gesellschaftsform der Naturvölker“, „Sittlichkeit“ und „Sozialpsychologie“ übernommen.

Das Bild, das so von Alfred Vierkandt entworfen worden ist, wäre unvollständig, wenn nicht abschließend noch auf das hingewiesen würde, was er in der Festgabe für Leopold von Wiese von 1948

(1. Band) über „Das neue Bild des Menschen und der menschlichen Gesellschaft im Zusammenhang des neuen Weltbildes“ ausgeführt hat. Schon früher hatte er sich über den „Dualismus im modernen Weltbild“ (1923) geäußert und dabei tiefgründig den Dualismus von animalisch-biologischer und geistiger Welt herausgestellt. Anthropologisch vertritt er die Anschauung, daß man bei der Beurteilung des Menschen in der Vergangenheit einerseits viel zu hoch und andererseits viel zu niedrig gegriffen habe und weist auf die Fruchtbarkeit der Schichttheorie in Anwendung auf die Lehre vom Menschen hin. Er macht darauf aufmerksam: Auf der ganzen Linie vollziehe sich eine Säkularisierung des alten spiritualistischen Bildes vom Menschen und zeige sich ganz besonders deutlich in der heutigen Anthropologie. Der Geist sei nicht ohne das seelische und körperliche Fundament zu begreifen. Die Macht der seelischen Schicht sei stärker als diejenige des Geistes. Noch einmal kommt der irrationale Charakter des Vierkandschen Denkens zum Ausdruck, wenn er schreibt „Die Macht gefühlst und triebstarker Bilder ist stärker als alle Logik und Reflexion“ (S. 145). Auch hier betont er also, daß die außerlogischen und über-individuellen Kräfte in der Geschichte weit stärker gewesen seien als die logischen und die individuell bestimmten.